

### Institutionelle Bedingungen paradigmatischen Beharrens

Mattes, Peter

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Zeitschriftenartikel / journal article

#### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Mattes, P. (1991). Institutionelle Bedingungen paradigmatischen Beharrens. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 15(1), 59-72. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-13707>

#### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

**Peter Mattes**

## **INSTITUTIONELLE BEDINGUNGEN PARADIGMATISCHEN BEHARRENS\***

Ich möchte der Frage nachgehen, was es ermöglicht, daß trotz eines in die Krise geratenen Paradigmas die es tragende Wissenschaftlergemeinschaft als gefestigte Gruppe bestimmen kann, was "wissenschaftlich", "methodisch", "theoretisch" begründet sein soll und was nicht, daß sie ein- und ausgrenzen kann, wer zu ihr gehört und wer nicht. Dieses Problem als aktuelles einer tendenziell verallgemeinerungsfähigen Analyse zu unterziehen, möchte ich mir allerdings verbieten. Dies deshalb, weil wir<sup>1</sup> - erstens - selbst Partei in der Dynamik einer Auseinandersetzung sind und uns wie anderen interessegebundene Wahrnehmung unterstellen müssen und - zweitens - die Vielfalt psychologischen Tuns uns als Mitagierenden die Perspektive einschränken dürfte, ohne daß wir von unserem Standpunkt abstrahierend diese Eingeschränktheit so auflösen könnten, daß wir mit Haltern anderer Positionen Übereinkunft auch nur in Blickweisen erzielen dürften.- Um diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, dennoch aber Einsichten entwickeln zu können, die uns bei der Einschätzung uns selbst betreffender komplexer Situationen vielleicht hilfreich sein könnten, möchte ich etwas aus der wissenschaftshistorischen Untersuchung einer nicht sehr weit zurückliegenden Entwicklungsphase unseres Fachs beisteuern.

Ich bediene mich des Modells Thomas Kuhns von wissenschaftlicher Entwicklung (Kuhn 1976), tue dies aber heuristisch: will sagen, daß ich keine Allgemeingültigkeit dieses Modells voraussetze, sondern

\* Vortrag, erweiterte Fassung, auf dem 37. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie. 1990 in Kiel.

<sup>1</sup> Der Autor erstattete dieses Referat als Mitglied der "Initiativgruppe Erneuerung der Psychologie"

daß es sich in der konkreten Untersuchung bestimmter Abläufe jeweils erweisen sollte, ob die Modellvorstellungen Kuhns treffend und fruchtbar sind. Kuhn unterscheidet bekanntlich die stabilen, üblicherweise länger dauernden Phasen "normaler Wissenschaft", in denen eine lokalisierbare Gruppe, die "Wissenschaftlergemeinschaft", unter einem auf ihre Mitglieder gleichsinnig wirkenden "Paradigma", einem Set von Normen und Regeln, nach denen Probleme formuliert und gelöst werden, arbeitet. Diese Phasen werden in Krisen destabilisiert, es treten "Anomalien" - neu strukturierte und/oder nicht lösbare Probleme - auf und werden dann häufig durch "wissenschaftliche Revolutionen", wie Kuhn es dramatisierend nennt, abgelöst. Ein neues Paradigma, in der Regel getragen von Wissenschaftlern, die dann eine neue oder eine anders zusammengesetzte Wissenschaftlergemeinschaft bilden, bricht sich Bahn, um seinerseits die Möglichkeit einer Phase normaler Wissenschaft wieder zu eröffnen. Kuhn abstrahiert dieses Modell aus der Entwicklung der Naturwissenschaften zu Beginn der und in der Moderne. Seine Beispiele und Verallgemeinerungen umstandslos auf unsere Wissenschaft zu übertragen, wäre logisch unzulässig. Gleichwohl scheint mir das Modell auch für die Beschreibung der Entwicklung der Psychologie bis in ihre jüngste Geschichte hinein tauglich zu sein. Inwieweit seine Strukturen zur Verallgemeinerung taugen, stelle ich mit der folgenden Untersuchung anheim. Mein Anliegen dabei ist die Beantwortung der Frage: Was macht es, daß trotz einer Krise und des Auftretens von Anomalien angesichts des Drängens vorhandener Alternativparadigmen ein Paradigma mit der von ihm bestimmten Wissenschaftlergemeinschaft einen bestimmten Zeitraum weiter Bestand hat, in der Lage ist zu *beharren*? Kuhn hat dieses Problem nicht explizit untersucht, er bietet nur ephemere Anregungen. Vielleicht lassen sich durch die Betrachtung eines solchen speziellen Falles Strukturen in den sozialen Prozessen in und um die Wissenschaftlergemeinschaft finden, eine Richtung, der die Kuhn'sche Untersuchung nicht folgt, was er aber im Postskript 1969 (Kuhn 1976, 186 f.) als Desiderat weiterer Forschung erkennt.

Eine Phase der Psychologiegeschichte, in der die eben angesprochene widersprüchliche Situation - das Beharren auf einem Paradigma in der

Krise angesichts möglicher Alternativparadigmen - anzutreffen ist, finden wir in der deutschen Psychologie in der Nachkriegszeit bis zum Ende der 50er Jahre. Die wissenschaftliche Psychologie in den Westzonen und der Bundesrepublik wurde damals repräsentiert von universitären Lehrern und Forschern, von denen die meisten ihre Karriere in den 30er Jahren begründet hatten. Sie bezogen sich auf einen inhaltlichen und methodischen Rahmen, der in der Ablösung des Wundt'schen Systems um 1920 als einerseits Ganzheitspsychologie, andererseits Gestaltpsychologie im deutschsprachigen Raum entwickelt worden war. Die Ganzheitspsychologie wollte sich verbunden wissen mit romantischen organismischen Vorstellungen vom Primat des Naturhaft-Gegliederten, des gefühlshaften Erlebens und der Gemeinschaft. Entwicklung wurde als Entfaltung genetischer personaler und ontischer Strukturen verstanden; man bezog den Standpunkt eines differenzierten und philosophisch überhöhten Nativismus. Andere psychologische Lehrmeinungen, die zur gleichen Zeit im deutschsprachigen Raum hervorgetreten waren, waren durch die erfolgreich als Schule agierende Ganzheitspsychologie verdrängt bzw. in ihren kommensurablen Teilen deren Anschauungen integriert worden. Vorübergehend, 1933 bis 1945, gilt letzteres auch für die Gestaltpsychologie, die sich allerdings nach 1945 durch eigene Vertreter neu profilieren konnte, und die sich vor allem in ihrem experimentellen Methodenverständnis von der überwiegend intuitiv, einführend und verstehend arbeitenden Ganzheitspsychologie abhob. Die Charakteriologie trat ab Mitte der 30er Jahre in den Vordergrund, wobei sie ihre basalen Konzepte und ihr Methodenverständnis mit der Ganzheitspsychologie teilte bzw. von ihr entlieh. Sie war eine Persönlichkeitspsychologie, die theoretische Bezüge zur Lebensphilosophie aufwies und in Zusammenhang mit einer spezifischen Psychodiagnostik entstanden war. Sie bemühte sich darum, eine wertende Würdigung des Person-Seins empirisch und normativ einzuholen. Der gemeinsame Bezug auf solche inhaltlichen und methodischen Vorstellungen bildete das "ganzheitlich-charakterologische" Paradigma, wie es inzwischen meist genannt wird (z. B. Metraux 1985, S. 212) - eine leichte Vergröberung, die ich aber im hier gesetzten Rahmen nicht angemessen diffe-

renzieren kann. Die Fachvertreter, die das Publikationsspektrum, die Ausbildung und die einschlägige Fachgesellschaft, die "Deutsche Gesellschaft für Psychologie (DGfPs)" dominierten, waren von ihm geprägt und realisierten es bis Ende der 50er Jahre. Das ganzheitlich-charakterologische Paradigma beherrschte die deutsche Psychologie von Anfang der 30er bis Ende der 50er Jahre, wobei maßgebliche Lehrbücher - nach Kuhn ein wichtiger Vermittler von Paradigmen - überwiegend nach 1945 verbreitet wurden (Lersch 1938 aber 1951 in hoher Auflage, Krueger 1948, Metzger 1953, Rempelin 1949). Ich habe an anderer Stelle näher ausgeführt (Mattes 1985, 1989), daß man in diesem Zeitraum von einer personellen und inhaltlichen Kontinuität in der deutschen Psychologie sprechen kann: eine Phase normaler Wissenschaft sensu Kuhn, getragen von einer Wissenschaftlergemeinschaft, in der man sich über die Arbeitsprinzipien einig war, Regeln und Normen konsensual entwickelt wurden und ein hohes Maß an sozialer Bindung und offenkundiger, auch in der Öffentlichkeit vertretener, Übereinstimmung herrschte. Die Kriterien, die Kuhn für normale Wissenschaft aufstellt (Kuhn 1976, 26) sind für diese Phase erfüllt.<sup>2</sup> In der Zeit nach 1945 traten nun eine Reihe von Widersprüchen auf, die sensu Kuhn als Anomalien bezeichnet werden können.

<sup>2</sup> Wenn dies von Metraux (1985) für die 50er Jahre bestritten wird, dann wegen der sich entwickelnden Anomalien, von denen in der Folge die Rede ist. Ich glaube, daß man differenzieren muß, d.h. ausgehen sollte vom Vorherrschen der normalen Wissenschaft, die dann Krisenzeichen zeitigt, in eine Phase anormaler Wissenschaft übergeht etc., Das ist im Einzelnen zu untersuchen und zu benennen. Metraux bezweifelt auch, daß es bei der das ganzheitlich-charakterologische Paradigma ablösenden "Amerikanisierung" um eine "revolutionäre Wandlung der Psychologie im technischen Sinne" gegangen sei, gibt aber zu, daß "es unter dem geographischen und kulturell begrenzten Blickwinkel dieses Standorts als revolutionär erscheinen" möge (Metraux 1985, 225 f.). So folge die wissenschaftliche Entwicklung hier "nicht dem von Thomas Kuhn so bezeichneten Schema der normal science" (225). Aber es ist nicht die Frage des Blickwinkels, den ein außenstehender oder späterer Beobachter anders einnehmen kann, sondern: die Wissenschaftlergemeinschaft selbst entscheidet. Diese war damals national begrenzt (im zu betonenden Sinne!) und empfand i. Ü. ihr ganzheitlich-charakterologisches Paradigma explizit als spezifisch kontinental-europäisch (vgl. Wellek). Infolgedessen: nationale Traditionen sind hier Bestandteil des Paradigmas (vielleicht im Sinne von "Wert" bei Kuhn), nicht willkürliche geographische Abgrenzungen innerhalb eines weiteren disziplinären Systems (zu dieser Begriffsabhebung von Paradigma vgl. Kuhn 1976, 194 f.). Weiter: Wenn Metraux meint, es handle sich bei der "Amerikanisierung" "um die Modifizierung des Denkstils, um die Verdrängung eines Forschungsstils um einen anderen und um die Wandlung der Ein-

Es waren dies nicht in erster Linie i. e. S. theoretische oder theoriegenerierte Probleme, die nicht hätten gelöst werden können (vgl. Kuhn 1976, 65 ff.). Auch ob es sich so verhält, wie Prinz (1985) meint, nämlich: daß "in beiden Schulen (der Gestalt- und der Ganzheitspsychologie, PM) ein deutliches theoretisches Vakuum entstanden war" (ebda., 97), halte ich für schwer entscheidbar. Ich möchte es angesichts der problemdifferenzierenden Literatur vor allem der Charakterologie in ihrer Spätzeit zumindest für diese jedoch bezweifeln. Auffallend und als deutliche Anomalie zu werten ist dagegen ein Bruch des Verhältnisses zur Praxis: während Ganzheitspsychologen und Charakterologen bis 1942 ihre Lehren integriert mit der Praxis der Wehrmachtpsychologie fortgeschrieben hatten (das politisch und moralisch Zweifelhafte daran steht in unserem Kontext nicht zur Debatte), entfiel dieser Bezug nach 1945. Obwohl es zunächst keine nennenswerte psychologische Berufspraxis mehr gab - und selbstverständlich keine Wehrmachtpsychologie -, reklamierten Psychologen aus ihrer Sicht gerechtfertigt eine Vielzahl von zu lösenden Aufgaben, vor allem im psychosozialen Bereich, nachzulesen im Bericht über die erste Nachkriegstagung des Bundes Deutscher Psychologen BDP in Bonn 1947 (Kongreßbericht BDP 1948). Außer der deklamatorischen Versicherung auf recht allgemeine, häufig normative Prinzipien hatte die Wissenschaft Psychologie dazu allerdings wenig Konkretes beizusteuern: Man vergleiche die Thematik des ersten Nachkriegskongresses der DGfPs 1948 in Göttingen. Später wurden aus diesem beziehungsarmen Nebeneinander offene Widersprüche und auf seitens der Praktiker das Bewußtsein prekärer Defizite. Nachdem sich mit den 50er Jahren rasch neue Felder psychologischer Berufspraxis eröffneten, in denen eine praktikable Psychodiagnostik gefordert wurde, gierten die ganzheitlich-charakterologischen Konzepte zu bloßen kognitiven Orientierungsmustern, hatten technisch-methodisch nur mehr wenig zu bieten. Es ist in diesem Zusammenhang bezeichnend, daß der Methodenstreit zwischen Wellek und Hofstätter, ein Symptom der Krise, sich materialiter am Problem Beschreiben und Deuten versus

---

stellung der Fachvertreter zur eigenen Theorie und Praxis" (226) - was ist das anderes als paradigmatischer Wandel?

Messen und Vorhersagen von Persönlichkeitsvariablen entzündete. Diese Kontroverse ist als explizit im Diskurs aufscheinende Anomalie im Vorfeld eines Paradigmenwechsels anzusehen, auch wegen der nach Kuhn klassischen Ignoranz des Verfechters des alten Paradigmas: Wellek versucht den Konflikt dadurch zu eliminieren, daß er die Problematik zu einer schon erledigten und im eigenen Konzept aufgehobenen erklärt.

Folgen wir Kuhn, müssen wir nach einem weiteren, wichtigen Kriterium suchen: nach dem Bewußtsein von Krise in den Reihen der Wissenschaftlergemeinschaft selbst (Kuhn 1976, 88 f.). Hier scheint das Schema nun nicht einfach einlösbar. Zwar nennt Wellek seine, als Abschluß des Methodenstreits gedachte Arbeit "Der Rückfall in die Methoden *k r i s e*" (sic), jedoch: Im Überblick über die Zeit von 1945 bis 1960 imponiert eher die von sich selbst überzeugte Attitude der Mitglieder der Wissenschaftlergemeinschaft, die Selbstkritik nicht aufscheinen läßt. Allerdings ist diese Attitude gelegentlich irritierbar, punktuelle Anlässe zeitigen heftige, aufgeregte Abwehr: so der Appell Baumgarten's (1948) an das Berufsethos, eine gegen alte "Kameraden" polemisierende Diskussionsbemerkung Lukasczyks (1959), die Angriffe auf Sander im Vorfeld des Internationalen Psychologenkongresses in Bonn (1960). Es wurde jeweils scharf und aggressiv reagiert, die implizierte Problematik negiert. Dies legt es nahe, hier Indizien für Verdrängung und Verleugnung zu sehen. Die Prominenz der wissenschaftlichen Psychologie mußte die Erinnerung an einen konstitutiven Bestandteil ihrer Geschichte, die unauflöslich mit professionellen Erfolgen während der Nazizeit verbunden war, fürchten. Es waren Kritiken vorstellbar, die in basalen Konzepten wie Anlage, Wert, Gemeinschaft eine weiterbestehende ideologische Bindung in dieser Tradition offenlegen könnten. Über solche Fragwürdigkeiten wollte man nicht reden, weil dies existentiell bedrohlich war, die wissenschaftliche und sozialer Reputation auf dem Spiel stand - Kritik und Selbstkritik war tabuisiert. Das herrschende Paradigma wurde in sozialer Geschlossenheit aufrechterhalten, in der wissenschaftlichen Arbeit wie in der Ausbildung bekräftigt.

Standen nun überhaupt Alternativparadigmen, die diese Situation reif für einen Paradigmenwechsel hätten machen können, bereit? In der Tat war das so. Da gab es zum einen die Psychoanalyse, die zusammen mit von ihr beeinflussten sozialpsychologischen Entwürfen eine Grundlage für neue psychologische Konzeptionen hätte abgeben können. Zum anderen drängte, im historischen Rückblick übermächtig, das Paradigma der US-amerikanischen<sup>3</sup> Psychologie, aus der Tradition des Pragmatismus und Behaviorismus fortentwickelt zu einem hochdifferenzierten und effizienten System methodischer Regeln zur Definition und Lösungsweise von Problemen. Auch die dazugehörigen Wissenschaftlergemeinschaften ließen sich benennen: Im ersten Fall lokale, vor allem in den USA, Lateinamerika und den romanischen Ländern arbeitende Gruppen von Analytikern, meist beeinflusst von aus Deutschland und Österreich vertriebenen Emigranten (teils ausschließlich von ihnen gebildet), die überregional und -national kommunizierten. Im Fall der US-amerikanischen Psychologie verfügte diese mit der berufsständischen Organisation der Psychologen, der APA, den von dieser edierten Zeitschriften und organisierten Tagungen, ihrem ausgebildeten Gratifikations- und Sanktionssystem, über ein Musterbeispiel für eine hochstrukturierte Wissenschaftlergemeinschaft. Beide Gemeinschaften verfügten über ausreichend Substanz, hatten Ausstrahlung und prinzipiell die Möglichkeit, eine soziale Basis unter deutschen Psychologen in den Westzonen und der BRD aufzubauen. Dabei waren allerdings viele Psychoanalytiker wegen ihrer üblen Erfahrungen in Nazi-Deutschland und dem angeschlossenen Österreich, persönlich wenig motiviert, in Deutschland nach Kriegsende wieder aktiv zu werden. Anders die glänzenden Möglichkeiten der US-amerikanischen Psychologie. Die amerikanischen Besatzungsbehörden betrieben nach 1945 die Politik einer massiven kulturellen Beeinflussung der Deutschen, die Reeducation. Ausdrücklich gehörte dazu, US-Wissenschaftler hier als Berater anzu-

---

<sup>3</sup> Ich folge mit dieser Benennung Metraux (1985). Der ganzheitlich-charakterologisch orientierte deutschen Psychologie stand die in den USA entwickelte Psychologie, die theoretisch durchaus nicht einheitlich war, als Alternative gegenüber. Zumal in der öffentlichen Auseinandersetzung spielten nationale Traditionen eine tragende Rolle (Metraux 1985, 226 f.).



bieten und für Deutsche Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten in den USA zur Verfügung zu stellen. Wissenschaftliche Literatur wurde angeboten, teilweise sogar Bibliotheken selbst aufgebaut (die Fachabteilungen der Amerikahäuser), örtlich Universitäts- und Institutsbibliotheken üppig ausgestattet. Beide Paradigmen, das psychoanalytische wie das der US-amerikanischen Psychologie erscheinen in heutiger Sichtweise ideell und materiell fundiert, für die deutsche Psychologie eine drängende Herausforderung.

Bemerkt wurde dies auch in den Reihen der deutschen Psychologen. Schon auf dem ersten Nachkriegskongreß der DGfPs in Göttingen 1948 (Gottschaldt 1953), dann konzentriert auf dem Kölner Kongreß 1953 (Thomae, v. Bracken, Brengelmann 1954) gab es Hauptreferate über Gegenstand, Theorien und Methoden amerikanischer Persönlichkeits- und Sozialpsychologie. Diese Referate liefen dann allerdings auf den Versuch einer kurzgeschlossenen Assimilation und Integration hinaus: die jeweiligen Konzepte wurden auf eine Weise akzentuiert, daß im Ergebnis ihre prinzipielle Vereinbarkeit mit den heimischen wissenschaftlichen Vorgaben behauptet werden konnte. Auch in charakterologischen Lehrbüchern, etwa bei Lersch, Wellek, Heiß, Arnold, werden selektiv und eklektizistisch Erkenntnisse aus der amerikanischen Persönlichkeits- und Sozialpsychologie sowie hier besonders aus der Psychoanalyse eingebaut. Es gelingt so, das eigene Paradigma zu bekräftigen und die entgegenstehenden Paradigmen nicht als solche wahrzunehmen. Nun ändert selektive oder Nicht-Wahrnehmung nicht die Existenz und Potenz von Phänomenen. Angesichts der Anomalien in der deutschen Psychologie, angesichts der Tatsache, daß die deutsche Psychologie nirgendwo außerhalb ihres beschränkten Geltungsbereiches mehr attraktiv genug war, paradigmatische Wirkung zu entfalten, muß man das ganzheitlich-charakterologische Paradigma nach 1945 als geschwächt und bedrängt ansehen. Lassen sich Bedingungen angeben, die es ermöglichten, dieses Paradigma über diese Zeit zu retten?

Blicken wir auf die institutionellen Verhältnisse, in denen die es stützenden Wissenschaftler arbeiten konnten. Psychologie hatte sich nach

1945 zunächst als wissenschaftliche Disziplin rekonstruieren können. Sie war an fast allen Universitäten gleich nach deren (Wieder-) Eröffnung vertreten. Dagegen mußten die außeruniversitär Arbeitsfelder aufbauenden Psychologen jahrelang um Anerkennung kämpfen. Die Bedeutung der akademischen Psychologie spiegelte sich nicht zuletzt in der Gründung einer wissenschaftlichen Psychologengesellschaft wider, der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGfPs) (1947 und 1948), die ihr Terrain gegenüber dem Berufsverband Deutscher Psychologen (BDP) (1947) sorgfältig abgrenzte. Anerkannte Psychologie war nach 1945 zunächst akademische Psychologie. Sie war institutionell getragen von Universitäten, die in ihrem Selbstverständnis und ihrer internen Struktur anknüpften an idealistische Traditionen. Sie beanspruchten für sich die Privilegien der Akademischen Freiheit und der inneren Selbstverwaltung, womit die Distanz von staatlicher Weisung institutionalisiert werden sollte. In ihren inneren Strukturen wurde eine elitäre ständische Ordnung konserviert. Der Geist des alten Preußen, in dem einstmals den Möglichkeiten dieses Staates gemäß die Idee einer modernen Universität verwirklicht worden war, wehte nach 1945 wieder oder noch in den westdeutschen Universitäten. Dies war von den alliierten Kontrollbehörden toleriert bis gefördert worden, die sich Reeducation nicht als Oktroi sondern nur als von einheimischen Eliten zu verwirklichendes Prinzip vorstellen konnten<sup>4</sup>. In den Universitäten konnten so trotz des offensichtlichen Widerspruchs zu demokratischen Prinzipien traditionelle hierarchische Sozialstrukturen neu aufgebaut werden. Die generell von solchen Strukturen begünstigte Möglichkeit des Statischen und Beharrenden realisierte sich dann nicht nur in der Form sondern auch im Inhalt. Die Stützen dieses Systems waren die Ordentlichen Professoren, die sog. Ordinarien, die meist in eigener und alleiniger Verantwortung ihr Fach repräsentieren konnten. Sie leiteten jeweils an der Spitze einer kleinen Gruppe von Wissenschaftlern die Institute und Seminare. Deren persönliche und sachliche Abhängigkeit von den Ordinarien war eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit. Darüber vermittelt ergab sich eine weitrei-

---

<sup>4</sup> Die sehr konservative Realisierung erregte gelegentlich die Gemüter; vgl. den Bericht einer britischen (!) Untersuchungskommission (Gutachten zur Hochschulreform 1948)

chende Definitionsmacht einzelner Wissenschaftler: die Ordinarien besaßen alle Möglichkeiten, ihre paradigmatische Orientierung in der Forschung, nicht zuletzt aber auch in der Ausbildung und der Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, durchzusetzen. In der Psychologie wurden nach 1945 Personen zu Professoren ernannt, die schon vor 1945 amtiert oder den Eintritt in ein solches Amt gesucht hatten. Dies lag zuvorderst daran, daß das mit den Hierarchien korrespondierende Qualifikationssystem eben nur solche Anwärter zur Verfügung stellen konnte, die sich in der deutschen Psychologie in den 30er und 40er Jahren qualifiziert hatten. Träger anderer Ideen zu berufen hätte in der Regel bedeutet, von an deutschen Universitäten erbrachten Qualifikationsnachweisen abzusehen. Dazu war man, wie selbstverständlich, nicht bereit. Die anerkannt Qualifizierten hatten sich - verschärft noch durch die staatliche und ideologische Abschottung Nazi-Deutschlands - den Vorgaben der deutschen Psychologie angedient. Sie waren in ein Paradigma hineinsozialisiert, das sie in ihren späteren Ämtern weiter befestigen wollten und konnten. Verbreitete Mechanismen von In-Group-Verhalten werden die Tendenz der Kontinuität verschärft haben, nicht zuletzt die Neigung, bei Berufungen und Einstellungen in der Wissenschaftlergemeinschaft Bewährte und Gleichgesinnte zu begünstigen. Tatsächlich fanden sich um 1950 nur ein ehemaliger Emigrant (Bondy) und zwei vor 1945 auf Distanz Gegangene (Kafka und Düker) auf psychologischen Lehrstühlen. Die übergroße Mehrheit hatte ihre Karriere vor 1945 an deutschen Hochschulen begonnen und vertrat das dort begründete Paradigma. Sie dominierten auch die DGfPs, unter deren Vorsitzenden bis 1959 mit Kafka nur einmal nicht ein Repräsentant des ganzheitlich-charakterologischen Paradigmas zu finden ist. In dieser Gesellschaft wirkt i. Ü. der jeweilige akademische Rang ihrer Mitglieder weiter, von den Aufnahmeregularien bis zu den Repräsentativfunktionen. Die soziale Struktur der institutionsübergreifenden Organisation ist so verknüpft mit den Hierarchien in den Institutionen selbst. Dieses zur Geschlossenheit tendierende, statisch-hierarchische System begünstigte das paradigmatische Beharren in der deutschen Psychologie der späten 40er und 50er Jahre.

Daß wissenschaftliche Psychologie in Westdeutschland ausschließlich universitäre Psychologie mit den angesprochenen institutionellen Implikationen war, schloß Psychoanalytiker meist schon aus formalen Gründen vom wissenschaftlichen Diskurs aus und zwang den Anhängern der Amerikanisierung einen zähen Kampf von außen und von unten auf. Die oppositionellen paradigmatischen Regungen in den 50er Jahren gruppieren sich denn auch um Personen wie Hofstätter, der nach längeren Forschungsaufenthalten in den USA ziemlich verspätet in die Reihe der psychologischen Lehrstuhlinhaber an deutschen Universitäten aufgenommen worden war (ob mit Widerstreben ist denkbar, historiographisch aber nicht nachzuweisen), und Düker, der während der Expansionsphase des ganzheitlich-charakterologischen Paradigmas aus politischen Gründen abseits gestanden hatte. Ein Buch mit Signalwirkung, Hofstätters "Psychologie" 1957, erschien nicht in einem der gängigen Fachverlage. Die "Tagungen experimentell arbeitender Psychologen", die korporativ das alternative Paradigma in Szene setzten, wurden außerhalb der DGfPs organisiert. Schließlich gelang der Durchbruch des neuen Paradigmas um 1960 schlicht mit einem ziemlich homogenen Generationswechsel, das heißt mit der personellen Ablösung der alten Lehrstuhlinhaber<sup>5</sup>. All das bedeutet: Die Strukturen, die ein in die Krise geratenes Paradigma stützen, sind die der institutionellen Absicherung durch die universitäre Verfassung des Wissenschaftsbetriebs und durch ein statisch-hierarchisches System von Wissenschaftsproduktion und Qualifikation, das Wissenschaftlergruppen in zeitlicher Erstreckung an der Macht zu halten vermag. Die Ablösung des alten Paradigmas wird eingeleitet durch Entwicklungen, die zunächst außerhalb

---

<sup>5</sup> Daß diese Form der Ablösung dem Kuhn schen Schema entspricht, vgl. Kuhn (1976, 162 f.). Er zitiert zunächst M. Planck: "Eine neue wissenschaftliche Wahrheit pflegt sich nicht in der Weise durchzusetzen, daß ihre Gegner überzeugt werden und sich als belehrt erklären, sondern vielmehr dadurch, daß die Gegner allmählich aussterben und daß die heranwachsende Generation von vornherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist." Und dann er selbst: "Mögen auch manche Wissenschaftler, besonders die älteren und erfahreneren, immerfort Widerstand leisten, so können doch die meisten (Konversionen) auf diesem oder jenen Wege erreicht werden. Konversionen geschehen eine um die andere, bis dann, nachdem die letzten Widerstandleistenden gestorben sind, die gesamte Fachwissenschaft wieder unter einem einzigen, allerdings nunmehr anderen Paradigma arbeitet."

oder am Rande dieses Systems stattfinden, und erfolgt, wenn deren Träger zu gegebenem Zeitpunkt die Möglichkeit ergreifen können, die Schlüsselpositionen des Systems einzunehmen.

Soweit die Betrachtung eines Abschnittes der Geschichte der Psychologie in Deutschland. Lassen sich die dortigen Verhältnisse nun vergleichen mit denen, unter denen sich heute paradigmatisches Beharren oder kritische Verunsicherung eines herrschenden Paradigmas abspielen? Dazu einige vorsichtige Hypothesen:

1. Die ausschließlich universitäre Verfassung des Wissenschaftsbetriebes beginnt sich in der BRD aufzulösen. Es entsteht, teils damit verbunden teils davon unabhängig ein Markt von Forschungsaufgaben und -projekten. Dort arbeitende Gruppen sind nur locker miteinander verbunden, sind mehr durch Geldgeber extern als durch Wissenschaftler intern vernetzt. Projektarbeit begünstigt häufig demokratisch-kooperative Strukturen, die auf gemeinsame Leistung orientiert sind.
2. In den Universitätsinstituten ist die hierarchische Organisation unter einer Leitung kaum mehr möglich und als Dauereinrichtung gesetzlich meist nicht mehr vorgesehen. Die Größe der Institute, die Diversifizierung und Trennung von Aufgabenbereichen begünstigen multiple Organisationsstrukturen. Allerdings kann dies durch hierarchische Organisation von Unterabteilungen konterkariert werden - eine Tendenz, die von konservativen Hochschulgesetzen und den Wünschen einzelner dominanzsuchender Personen unterstützt werden kann.
3. Ein Zusammenfallen von Wissenschaftlergemeinschaft sensu Kuhn und Organisation einer Fachgesellschaft gibt es heute nicht mehr. Dagegen stehen die Bemühungen der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, sich nach Außen als die Vertretung der Wissenschaft Psychologie in der BRD zu behaupten.

Wenn diese Hypothesen sich bestätigen sollten, und die an einem Stück Geschichte herausgearbeiteten Strukturen allgemeiner, also

auch in der aktuellen Situation wirken, dann würde dies bedeuten, daß die heutigen institutionellen Verhältnisse wissenschaftlichen Wandel erleichtern, daß in ihnen jedoch gleichwohl die Möglichkeit des Beharrens weiterhin eingeschlossen ist. Auf diese verändernd einzuwirken, wäre dann eine Aufgabe, die dem produktiven Wandel in der Wissenschaft dienen könnte.

## Literatur

- Arnold, W. (1957). Person, Charakter, Persönlichkeit. Göttingen: Hogrefe.
- Baumgarten, F. (1948). German Psychologists and Recent Events. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 43, S. 452 - 465.
- v. Bracken, H. (1954). Anglo-amerikanische Persönlichkeitstheorien. In: Wellek 1954, S. 89 - 112.
- Bregelmann, J. C. (1954). Deutsche und anglo-amerikanische Methoden der Persönlichkeitsforschung im experimentellen Vergleich. In: Wellek 1954, S. 112 - 131.
- Gottschaldt, K. (1953). Der Aufbau der Begabung. In: Wellek, A. (Hrsg.). *Ber. ü. d. 17. u. 18. Kgr. d. DGfPs*. Göttingen: Hogrefe S. 11 - 28.
- Gutachten zur Hochschulreform. Hamburg: Studienausschuß für Hochschulreform.
- Heiss, R. (1949). Die Lehre vom Charakter. Eine Einführung in die Probleme und Methoden der diagnostischen Psychologie. 2. durchgesehene u. erw. Aufl., Berlin: de Gruyter.
- Hofstätter, P.R. (1957). Psychologie. Frankfurt/M.: Fischer.
- Krüger, F. (1948). Lehre von dem Ganzen. Seele, Gemeinschaft und das Göttliche. Bern: Huber.
- Kongreßbericht Berufsverband Deutscher Psychologen Bonn 1947, 3 Bde., Hamburg: Nölke.
- Kuhn, Th. S. (1976). Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2. rev. und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lersch, Ph. (1938). Der Aufbau des Charakters. Leipzig: Barth.

- Lersch, Ph. (1951). Aufbau der Person (4. Aufl. v.: Der Aufbau des Charakters). München: Barth.
- Lukasczyk, K. (1959): Das Methodenstereotyp. Psychologische Rundschau 10, S. 78 - 79.
- Mattes, P. (1985). Psychologie im westlichen Nachkriegsdeutschland. Fachliche Kontinuität und gesellschaftliche Restauration. In: Ash, M. & Geuter, U. (Hrsg.). Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mattes, P. (1989). Zur Kontinuität in der deutschen Psychologie über die Zeit des Nationalsozialismus hinaus. Psychologie und Geschichte 1, S. 1 - 11.
- Metraux, A. (1985). Der Methodenstreit und die Amerikanisierung der Psychologie in der Bundesrepublik 1950 - 1970. In: Ash, M. & Geuter, U. (Hrsg.). Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Metzger, W. (1953). Gesetze des Sehens. Frankfurt: Kramer.
- Prinz, W. (1985). Ganzheits- und Gestaltpsychologie und Nationalsozialismus. In: Graumann, C. F. (Hrsg.). Psychologie im Nationalsozialismus. Berlin/Heidelberg/New York/Tokio: Springer, S. 89 - 111.
- Remplein, H. (1949). Die seelische Entwicklung in der Kindheit und Reifezeit. München: Federmann.
- Thomae, H. (1954). Anglo-amerikanische Sozialpsychologie. In: Wellek 1954, S. 33 - 57.
- Wellek, A. (1950). Die Polarität im Aufbau des Charakters. Bern: Francke
- Wellek, A. (1954). Ber. u. d. 19. Kgr. d. DGfPs Köln 1953, Göttingen: Hogrefe.
- Wellek, A. (1959). Der Rückfall in die Methodenkrise der Psychologie und ihre Überwindung. Göttingen: Hogrefe.

### **Anschrift des Verfassers:**

Dr. Hans Peter Mattes  
 Psychologisches Institut im Fachbereich Philosophie  
 und Sozialwissenschaften I der Freien Universität Berlin  
 Habelschwerdter Allee 45  
 D-1000 Berlin 33